

RICHARD L. CARY VORLESUNG

SPIRITUELLE FREUNDSCHAFT
Neue Modelle / Neue Beziehungen

Harvey Gillman

Herausgegeben von der Religiösen
Gesellschaft der Freunde (Quäker)

1994

Copyright 1994 Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)

Deutsche Jahresversammlung

Bombergallee 9, 31812 Bad Pyrmont

Druck:

Weserdruckerei Rolf Oesselmann GmbH, Stolzenau

ISBN 3-929696-12-6

Frühere Richard L. Cary-Vorlesungen:

- 1947 D. Emil Fuchs: "Die Botschaft der Bibel".
1949 Margarete Geyer: "Die Gewissenskrise unserer Zeit und die Bibel".
1950** Otto Frick: "Die Kraftquellen unseres Lebens".
1951 Manfred Pollatz: "John Woolman. Von der schöpferischen Kraft der Persönlichkeit".
1952 Cornelius Kruse: "Rufus M. Jones und sein Werk".
1953 Willy Wohlrabe: "Die göttlichen Kreise".
1954 E. A. Otto Peetz: "Berufung und Sendung".
1955 Wilhelm Mensching: "Was bedeutet uns Paulus?".
1956 Henriette Jordan: "Vom Wesen der Begegnung".
1960 D. Emil Fuchs: "Jesus und wir".
1961 Horst Brückner: "... auf daß wir leben".
1962 Elisabeth Rotten: "Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Frieden".
1963** Roland L. Warren: "Prophet – Vermittler – Versöhner".
1964 Helene Ullmann: "Der Mut zur reinen Tat. Richard Ullmann, sein Leben und sein Werk".
1968 Douglas V. Steere: "Gegenseitige Erleuchtung". Ein Quäker-Standpunkt zur Ökumene.
1969 Annemarie Cohen: "Mitmenschliche Verantwortung – Realität des Alltags".
1970** Eva Herrmann: "... in dem, was ewig ist ..."
1972 Otto Czierski: "Das Schöpferische in einer gefährdeten Welt".
1973** William R. Fraser: "Einige Aufgaben und Möglichkeiten der Erziehung".
1975 Gerhard Schwersensky: "Gott, Religion und die Konfessionen" – Versuch einer Klärung.
1976 Hans Haffenrichter: "Woher die Bilder kommen". Gedanken über Kunst und Meditation.
1977 Hans Schuppli: "Konsequenzen einer Quäker-Glaubenshaltung".
1978 David Eversley: "Wege der Gemeinsamkeit in einer Zeit des Zwielflichts".
1979 Heinrich Carstens: "Alles ist Euer – Ihr aber seid Gottes".
1980 Elisabeth Hering: "Das Vermächtnis der Frühen Freunde – Anruf und Auftrag an uns".
1981* Margarethe Scherer: "Was nennt Ihr mich Herr, Herr! Und tut doch nicht, was ich sage?".
1982* Duncan Wood: "Frieden schaffen im Glauben und Handeln der Quäker".
1983* Georg Schnetzer: "Fürchtet Euch nicht ...".
1984 Pleasance Holtom: "Laßt Euer Leben sprechen".
1985 Hans Petersen: "Einzelheiten zum Ganzen".
1986 Helga und Konrad Tempel: "... daß man da wohnen möge ...".
1987 Wolfgang Harms: "Der Raum der Stille im Alltäglichen".
1988 Ines Ebert: "Es ist ein Licht in jedem Menschen".
1989 Annelies Becker: "Glauben, der nicht zu Taten führt, ist ein leblos Ding".
1990 Helmut Ockel: "Bin ich meines Bruder Hüter?".
1991 Paul Oestreicher: "Die Quäker: Ein Orden in der Gemeinschaft der Christen?".
1992 Heinz Röhr: "Quäker Sein zwischen Marx und Mystik".
1993 Maurice de Coulon: "Jesu Nachfolge heute - Vom Erlöser zum Leitbild"

Zu bestellen: Quäkerhaus, Bombergallee 9, 31812 Bad Pyrmont.

* nicht mehr lieferbar – ** nur noch wenige Exemplare

Vorwort

Richard L. Cary wurde am 14. März 1886 in Baltimore, Maryland, geboren und genoß die Ausbildung eines Bergwerkingenieurs. Er unterrichtete Mathematik an der Princeton University, als er sich im Jahre 1919 dem American Friends Service Committee in Philadelphia zur Verfügung stellte, um an der Organisation der Kinderspeisung mitzuarbeiten, die von den amerikanischen Quäkern in Deutschland nach dem Kriege durchgeführt wurde. Im Dezember 1919 kam er nach Deutschland, wo ihm die Arbeit im Ruhrgebiet zufiel. Er blieb hier bis zum August 1920.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika wandte er sich dem Journalismus zu und wurde Mitglied des Schriftleiterstabes einer der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen, der "Baltimore Sun". Als Verfasser der Leitartikels dieser Zeitung war es sein Bestreben, der amerikanischen Öffentlichkeit die Gedankenwelt anderer Länder näherzubringen und dadurch die durch den Krieg entstandene geistige Trennung der Völker zu überwinden. Hieraus entstand in ihm der Wunsch, wieder nach Deutschland zu gehen.

Im Jahre 1930 siedelte er mit seiner Freundin nach Berlin über, um das Amt des amerikanischen Sekretärs in dem dortigen internationalen Sekretariat der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) zu übernehmen. Seine ganze Arbeit war von der tiefen Überzeugung getragen, daß die Welt nur zum Frieden gelangen könne, wenn alle Beziehungen unter den Völkern darauf gegründet werden, daß der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Durch vielseitiges Wissen konnte er vielen helfen. Er gewann weitreichende Verbindungen. So wurde er auch in den Vorstand der amerikanischen Handelskammer in Berlin berufen.

Im Frühjahr 1933 machte er eine Reise nach Amerika, wo er zahlreiche Vorträge hielt. Vielleicht ist es dieser Überanstrengung zuzuschreiben, daß ihn ein Schlaganfall traf, an dessen Folgen er am 16. Oktober desselben Jahres starb. Seine Asche ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt.

Zum Gedächtnis an Richard L. Cary wird, angeregt durch seine Freunde in Baltimore, in jedem Jahr während der Jahresversammlung der deutschen Quäker eine Vorlesung über Fragen gehalten, die sich aus der religiösen Grundlage des Quäkertums ergeben.

Inhalt

Einleitung	5
Themen	6
Eine Reise zur Vieldeutigkeit	7
Modelle, Metaphern, Mythen	11
Die Modelle für das Mysterium	12
Modelle der frühen und heutigen Freunde und Freundinnen	18
Die innere Geschichte zurückgewinnen	21
Vom individuellen Selbst zum Selbst in der Gemeinschaft	23
Ein Film	26
Ein dauernder Mythos	29
Abschluß	31

*„The most beautiful thing we can experience is the mysterious. It is the source of all true art and science. He who can no longer wonder or stand rapt in awe is as good as dead as snuffed out candle ... To know that what is impenetrable to our senses really exists, manifesting itself as the most profound wisdom and most radiant beauty, which our dull faculties can comprehend only in their most primitive forms, this knowledge, this feeling, is the centre of true religion.“**
Albert Einstein

„Das ist mein Gebot: Liebt einander, so wie ich Euch geliebt habe. Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt. Ihr seid meine Freunde, wenn Ihr tut, was ich Euch auftrage. Ich nenne Euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich Euch Freunde genannt; denn ich habe Euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe.“
Johannes 15, 12-15

Einleitung

Der vorstehende Text veranschaulicht für mich das paradoxe Wesen der Freundschaft im religiösen Zusammenhang. Jesus befiehlt, aber der Befehl kommt nicht von oben herab, sondern es ist das Wort eines Freundes. Jesus gebraucht die Ausdrücke: Knecht, Meister, Vater, stellt diese jedoch alle auf den Kopf. Die Botschaft, auch heute noch revolutionär, lautet, daß das spirituelle Leben auf Gleichheit beruht. Sie geht davon aus, daß wir für das, was wir sind, akzeptiert werden und für das geliebt werden, was wir werden könnten – d.h. Träger von geistiger Frucht, Träger von Gott.

Ich hoffe, in dieser Vorlesung Beziehungsmodelle zu untersuchen: Die Beziehungen, die wir zueinander haben, und unsere Beziehungen, die wir zu dem großen Mysterium haben, welches uns überall umgibt. Dieses Mysterium nennen wir Gott. Diese Beziehungen beeinflussen auch die Weise, wie wir uns selbst sehen und wie wir die Erde behandeln. Die Art, wie wir auf dieses Mysterium verweisen, ist damit vergleichbar, wie wir einander sehen.

Es fallen mir zwei Warnungen ein. Die Erste ist biblisch: „Du sollst Dir kein Gottesbildnis machen, das irgendetwas darstellt, am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde.“

Die Zweite stammt aus dem neunzehnten Jahrhundert. Der französische Schriftsteller Gustave Flaubert beschrieb Sprache folgendermaßen: „Worte ähneln Raketen, mit denen Kinder auf den Mond zielen. Es ist unser Problem zu glauben, daß wir das Ziel treffen könnten.“

* „Das Allerschönste, das wir erfahren können, ist das Mystische. Es ist die Quelle aller wahren Kunst und Wissenschaft. Jemand, der sich nicht mehr wundern oder in Ehrfurcht und Entzücken verharren kann, ist so gut wie tot, eine ausgeblasene Kerze ... Zu wissen, daß wirklich existiert, was wir mit unseren Sinnen nicht durchdringen können, und daß es sich als tiefste Weisheit und strahlendste Schönheit manifestiert – von unseren Fakultäten nur in seiner primitivsten Form begriffen –, dieses Wissen, diese Empfindung ist das Zentrum wahrer Religion.“

Themen

Die Voraussetzung für diese Vorlesung ist, daß es im Herzen des Weltalls ein schöpferisches Mysterium gibt. Ein Mysterium, das wir eigentlich nicht in Worte fassen können. Aber wir versuchen es. Wie nennen es Gott und beschreiben diesen Gott auf viele verschiedene Weisen. Doch über den völlig transzendenten Gott, der unbedingt existiert, können wir nichts sagen, und ich versuche es nicht. Diese Vorlesung beschäftigt sich vielmehr mit dem uns innewohnenden Gott, der mit uns in Verbindung sein kann. Unser Schweigen vor dem großen Mysterium ist uns vielleicht gemeinsam. Es sind unsere Beschreibungen von unseren Beziehungen zum Immanenten und dessen Wirkung auf uns durch das Mittel der Sprache, die uns oft trennen – Beschreibungen sind nur Worte und bleiben relativ.

Wir sind in verschiedene Kulturen mit verschiedenen Weltanschauungen hineingeboren, und wir bleiben deren Kinder, auch wenn wir behaupten, uns mit diesen Kulturen nicht länger zu identifizieren. Bis zu einem gewissen Grad definieren diese Kulturen Gott für uns. Und so möchte ich auch die Beschaffenheit von Modellen erwägen und wie diese, um Gott zu beschreiben, traditionell gebraucht worden sind. Danach werde ich die Beschränkungen dieser Modelle betrachten, besonders in einer Gesellschaft, in der die religiösen und politischen Voraussetzungen nicht unbedingt geteilt werden. Schließlich will ich einige neue (und nicht so neue) Modelle erforschen, die aus dem täglichen Erleben entspringen könnten. Vielleicht werden diese neuen Modelle den neuen Visionen der Welt näherkommen.

Der Kontext dieser Vorlesung ist „Outreach“, ist meine Arbeit als Sekretär für Outreach in der Londoner Jahresversammlung, als eines Menschen, für den die Botschaft der Freunde und Freundinnen höchst wichtig ist. Was habe ich nun in meiner Arbeit gelernt?! Daß, wenn wir aus der Tiefe unseres täglichen Erlebens des Göttlichen heraus sprechen, unsere Botschaft als Quäker und Quäkerinnen dynamischer empfunden wird. Wir werden dann die Leute anziehen, die unzufrieden mit dem sind, was sie als authentische Formen von Spiritualität erlebt haben. Die frühen Freunde und Freundinnen sprachen von Worten, die aus dem Leben heraus kamen. Leben kann das Leben ansprechen. Dieses gemeinsame Suchen und Miteinander-Teilen von Etappen auf der geistigen Reise sind Kennzeichen der Freundschaft und Gastfreundschaft. Das Teilen der Erfahrungen führt zum spirituellen Wachstum, indem wir anfangen, unsere Erlebnisse mit denen anderer Leute zu vergleichen. Wir brauchen dazu einen offenen Geist, eine ausgestreckte Hand und ein offenes Herz.

Ich werde jetzt mit einigen persönlichen Erlebnissen beginnen, damit man meine eigene Weltanschauung besser versteht.

Eine Reise zur Vieldeutigkeit

Mein ganzes Leben lang, auch zu einer Zeit, in der ich mich für einen Atheisten gehalten hätte, bin ich von dem Gefühl, dem Gedanken, der Erkenntnis verfolgt gewesen, daß ich nicht nur nicht allein war, sondern daß dieses 'Ich' mehr war, als in meinem Körper, meinem Geist oder sogar meiner Seele enthalten sein konnte. Lange suchte ich eine Erklärung für dieses Gefühl. Vielleicht war da irgendeiner, der die Wahrheit hatte; vielleicht war sie in einem Buch enthalten, vielleicht war ein Ort damit erfüllt? Wenn ich nur zu dieser Person käme, dieses Buch läse, den Ort fände, dann würde die Wahrheit schon auf mich abfärben. Diese Person, dieses Buch, dieser Ort müßten etwas Besonderes sein und offensichtlich heilig. Ich würde instinktiv wissen, wann ich sie gefunden hatte. Ich wäre verändert, verwandelt und nicht mehr der unvollständige, leere, halbtote Mensch, der ich war. Ich würde ein Stück des Puzzles, das fehlte, finden, und alles würde von da an in Ordnung sein.

In seinem Buch 'If You Meet the Buddha on the Road, Kill Him' (Wenn Sie Buddha unterwegs begegnen, töten Sie ihn) schrieb der amerikanische Psychotherapeut Sheldon Kop: „Das Geheimnis ist, daß es kein Geheimnis gibt. Das Wunder ist, daß es kein Wunder gibt. Es gibt keinen Schlüssel; denn die Tür ist schon offen.“ Mein spirituelles Leben ist ein Prozess geworden, in dessen Verlauf ich mich von Trugbildern fortbewegt habe und eine ganze Reihe von Enttäuschungen durchleben mußte, bis ich auf das veränderliche, schwankende Land traf, wo Wunder jeden Tag stattfinden. Aber nun suchte ich nicht mehr länger den Zauberstab.

Letzten Herbst erfuhr ich, daß meine Kusine an Krebs litt. Seit acht Jahren hatte ich nicht mehr mit ihr gesprochen, und vorher hatten wir uns kaum getroffen, seit wir Kinder gewesen waren. Wir waren Verwandte, deren einzige Verbindung darin bestand, daß wir dieselben Großeltern hatten. Als ich von ihrer Krankheit erfuhr, rief ich sie an, und bald sprachen wir oft miteinander übers Telefon. Ich wußte, sie würde nicht mehr lange leben, und so war es, als versuchten wir, eine lebenslange Verbindung in ein paar Monate einzuzwängen. Unsere Gespräche hatten die Intensität eines Duets von Puccini. Wir erklärten einander Freundschaft, obgleich wir die ganze Zeit wußten, daß sie bald vorbei sein würde, zumindest in diesem Leben.

Einmal sagte sie mir, sie wisse, ich sei religiös, und sie hoffe auf eine Genesung. Ich zuckte immer zusammen, wenn man mich als religiös beschreibt. Ich glaube sicher, daß wir durch Gebet einen Einfluß aufeinander haben können, aber Wunderheilungen stehe ich skeptisch gegenüber. Zu Anfang mußte ich jeden Gedanken daran beseitigen, daß ich ihr einen Zauberstab anbieten könnte. Während eines Anrufs fragte sie mich, was Quäker glauben. Nun, ich versuche fast jeden Tag, diese Frage zu beantworten. Und hier war jemand, der starb und fragte: Hat das Leben einen Sinn, haben die Quäker etwas, das mir helfen kann?

Ich zögerte eine Weile und sagte dann, die Quäker glauben, daß es in jedem Menschen etwas Besonderes, etwas Heiliges gibt. Wir glauben fest, daß wir diese Heiligkeit bejahen müssen. Es ist, als ob wir versuchten, jeden Menschen im Licht zu halten. Ihr gefiel dieser Ausdruck sehr 'einander im Licht zu halten'. Später, am Ende jedes Gesprächs, fragte sie mich, ob ich sie noch im Licht hielt, und ich antwortete jedesmal: „Ja, Anna, ich halte Dich im Licht.“ Drei Monate nach unserem Gespräch war sie tot.

Als ich mit Anna das erste Mal sprach, waren wir entfernte Verwandte. Als wir nach zwei oder drei Gesprächen wirklich miteinander sprachen, waren wir Freunde. Als neue Freunde mußten wir eine neue Art von Sprache erfinden. Als ich dann mit ihr über religiöse Dinge redete, weigerte ich mich, die großen Worte der Theologie zu verwenden. Und so sprach ich von 'Halten' – einer elementaren physischen Geste; und von 'Licht' – einem Bild, das in allen Traditionen auftaucht, aber nicht nur als ein Bild, weil das Licht buchstäblich lebensnotwendig ist; es ist unmittelbar auf unser Alltagsleben bezogen. Ich gebrauchte das Wort Gott erst, als Anna es gebrauchte, aus Furcht, daß sie mich, was die Religion betrifft, für zu ernst hielt. Als sie dieses Wort benützte, begannen wir uns zu fragen, was wir darunter verstehen. Für sie war Gott der Richter, da sie mit einundvierzig Jahren eben dabei war zu sterben, und sie wollte wissen, was sie getan hätte, um diesen frühen Tod zu verdienen. Von einem Gott des Lichts gehalten zu werden, war ganz anders, als von einem Gott der Rache bestraft zu werden.

Was uns am wichtigsten ist und wie wir es ausdrücken, wird durch unsere menschlichen Grundbedürfnisse und Erlebnisse bestimmt. Allzuoft lehrt man uns, unsere Erlebnisse in die Sprache anderer Leute oder Kulturen zu kleiden, und deformiert so die Erfahrungen mit Kleidern, die zu eng sind. Wir sehen zwar die Welt durch die Sprachmuster und die derzeit herrschenden Anschauungen unserer Kulturen, so daß das, was wir sehen, oft nur die Konstruktion unseres eigenen, von diesen Kulturen ausgebildeten Geistes ist. Aber es ist eine der größten Rebellionen unserer Zeit, daß Gruppierungen wie die Frauen, diese am meisten an den Rand gedrängte Mehrheit, und wie die Schwulen und Lesben, die unsichtbarste Gruppe der Geschichte, Gruppierungen, deren grundsätzliche Einsichten und Gefühle bisher als unwichtig betrachtet worden sind, protestiert haben und dabei bedeutende Veränderungen der von uns gebrauchten Sprache selber herbeigeführt haben. Sie haben unsere Wahrnehmungen von der Welt verändert. Die Sprache ist ein zweischneidiges Schwert. Sie ist unerläßlich für die menschliche Verständigung und ist für den Austausch von Visionen wesentlich. Aber Visionen können unsere Sprache völlig verwandeln, wie auch Sterbende unsere Vision des Lebens verwandeln.

Hier begegnen wir einem neuen Problem: Wir leben nicht in einem Vakuum. Natürlich gebrauchen wir Worte, die aus unserer Welterfahrung entstehen, aber unsere Zuhörer verstehen diese Worte nach ihrer eigenen Erfahrung.

Ich erzählte einmal einer Gruppe von Quäkern und Quäkerinnen in meiner Geburtsstadt Manchester eine Geschichte. Eine Frau bat mich am Ende der Rede

um eine Abschrift der Geschichte. Ich schlug ihr als Übung vor, daß sie die Version der Geschichte, die sie noch im Gedächtnis hatte, niederschreiben und mir schicken solle. Das tat sie. Die Geschichte, an die sie sich erinnerte, war nicht dieselbe, die ich erzählt hatte – ja, in gewissen Einzelheiten war sie ähnlich, aber das Ende war geändert worden, und die Betonung war ganz anders. Da ich diese Frau kenne, kann ich mir ganz gut vorstellen, wie sie dazu gekommen war, die Geschichte anders zu verstehen.

Hoffentlich klingt es nicht zu überheblich, aber die Tatsache, daß man ganz verschiedenartig verstanden werden kann, verhilft mir zu einer Einsicht in die Entstehungsgeschichte der Evangelien. Auf theologischer Ebene ist es von Bedeutung, daß die Weise, wie zum Beispiel die nichtchristlichen Juden in Kleinasien Jesus betrachteten, anders als die der frühen christlichen Juden in Palästina war. Der Jesus von Matthäus ist nicht der von Markus oder von Lukas; alle drei sind von dem Jesus des Johannes ganz entfernt. Das muß nicht problematisch sein, solange wir nicht nach dem wahren Jesus fragen. Jede Übersetzung kann trügerisch sein, sowohl was die Worte, als auch, was die Ideen angeht. So viele Leute haben ihre Übersetzungen für die einzig mögliche Wahrheit gehalten. Wenn wir andererseits erkennen, daß jede Person und jedes Ereignis nur im Zusammenhang mit den gegebenen Verhältnissen verstanden werden kann und daß wir die Erlebnisse der Wahrnehmenden mit berücksichtigen müssen, erst dann werden wir die Unterschiede zwischen den Wahrnehmungen als ganz natürlich annehmen können.

Eines Tages saß ich in einem Zimmer nach einer Ausschußsitzung. Die Andacht war eben zu Ende, und eine Freundin und ich begannen über die Andacht zu sprechen. Ich habe die Worte vergessen, mit denen ich sie ansprach. Sie antwortete: 'Ja, aber ich möchte wissen, welchen Gott dieser andere Freund verehrt.' Diese Bemerkung schockierte mich. Mir genügt die Tatsache, daß der andere zur Andacht kommt; schon der Akt des Verehrens ist eine Bejahung. Es war, als wollte sie den Namen Gottes dieses anderen wissen (um ihn gutzuheißen oder zu mißbilligen). Und ich, den man als Kind davor warnte, den wahren Namen Gottes außerhalb des Gebetes zu gebrauchen, fühlte mich dadurch schockiert. Ich sollte vielleicht hinzufügen, daß der einzige wahre Namen Gottes für uns Menschen DU ist. DU ist der stärkste Ausdruck für die Verbindung mit Gott, weil er sich auf den Akt des Verehrens, nicht auf das Wesen des Angesprochenen bezieht. Paradoxerweise haben wir den Wunsch, immer wieder vom Wesen Gottes zu sprechen. Wir wollen das Unergründliche sowohl beschreiben wie auch ansprechen. Wenn der Judentum die Aussprache der Namen Gottes verboten hat, so hat er die Rabbiner nicht daran gehindert, zig Worte über die Folgen der Existenz Gottes zu schreiben. Viele Traditionen haben betont, daß man nicht die Existenz, sondern nur die Folgen schildern kann.

Außerhalb der inneren Verbindung können wir Gott nie kennen. Mystiker haben durch die Geschichte hindurch gelehrt, daß Wissen von Gott der Beziehung zu ihm

entspringt. Denys der Areopagiter behauptete, daß Sprache über Gott weder Theorie noch Information sei, sie sei funktionell, sie zöge die Leute zu Gott hin, so daß diese am göttlichen Wesen teilhaben können. Alle Modelle von Gott haben den Zweck, das Verhältnis der Gläubigen zu dem Wesen, an das sie glauben, zu beschreiben; und dies gilt auch für Atheisten, die Gott verleugnen. Wir wissen nur, welche Auswirkungen dieses Wesen auf uns hat; wenn sich unsere Beziehung zu Gott ändert, so ändern sich auch seine Auswirkungen. Dies ist keine Theorie, es ist Lebenserfahrung. In ihrer 'A History of God' (Eine Geschichte von Gott) schreibt Karen Armstrong von der Überzeugung Denys', nach der auch das Wort 'Gott' selbst mangelhaft sei, da 'Gott' über Gott sei, ein Mysterium, das über das Dasein selbst hinausgehe ...; alles, was wir sehen oder verstehen können, sei nur ein Symbol, das die Gegenwart eines undenkbaren Denkens offenbare. Es fragt sich nun, wie authentisch dieses Symbol ist und wie es sich auf Menschen, die suchen und die grundsätzliche Fragen nach ihrem Leben und dem Leben der anderen Stellen, auswirkt.

Und an dieser Stelle möchte ich den Quäkerbegriff der 'Notion' (oder: abstrakte Vorstellung) erwähnen. Die 'Notions' sind jene Ideen, die nicht aus der Tiefe einer Beziehung stammen. Die Ideen mögen brilliant sein, aber sie sind dennoch abstrakt. Sie kommen nicht aus dem Leben heraus. Es kann sein, daß sie die Wahrheiten anderer sind, die wir uns nicht zu eigen gemacht haben. Wir respektieren sie, genauso wie wir die Erlebnisse anderer respektieren. Tatsächlich können sie eine wichtige Rolle für uns auf unserer spirituellen Reise spielen. Aber es kommt eine Zeit, wo wir unsere eigene, einzigartige Wahrheit, unseren eigenen Sinn entdecken müssen; sonst werden wir nie auf die Frage von Fox antworten können: „Was kannst Du sagen?“

All dies mag den Eindruck erwecken, daß für mich der einzelne Mensch ein von anderen getrennt existierendes Wesen ist, das aus begrenzter Erfahrung seine kleinen Wahrheiten spinnt. Das Gegenteil ist der Fall. Das Puzzle, für das ich das fehlende Stück gesucht habe, ist schon vollständig. Alle Stücke waren bereits am Tag unserer Geburt vorhanden. Wir sind alle in Verbindung miteinander. Unsere Beziehung zu Gott – oder durch welches Wort wir auch immer Gott ersetzen – ist nicht etwas, das innerhalb einer privaten Dimension, weit vom übrigen Leben entfernt, stattfindet. Es ist ein wesentlicher Bestandteil aller anderen Dimensionen unserer Erfahrung. Unsere spirituellen Bindungen vollziehen sich in der konkreten, unmittelbaren alltäglichen Intimität der Welt. Die Spiritualität bezieht sich nicht nur auf den 'Spiritus', den Geist, die dritte Person der Dreifaltigkeit, als peinliche Beigabe dem Vater und dem Sohn hinzugefügt. Sie bezieht sich auf das frei fließende Mysterium der Beziehungen, durch das wir mit uns selbst verbunden sind (Spiritualität/Psychologie); mit anderen Menschen (Spiritualität/Gemeinschaft); mit der Umwelt (Spiritualität/Politik/Ökologie); mit dem in allem vorhandenen Mysterium (das Leben selbst).

Wenn dies eine Bestimmung der Spiritualität ist, woher kommt es dann, daß unsere Sprache so privatisiert und relativiert ist? Wir leben in einer pluralistischen Gesell-

schaft, wo das Verlangen nach Einheitlichkeit für eine autoritäre Tendenz gehalten wird. Die übereinstimmende Meinung ist, daß es keine übereinstimmende Meinung geben könne. Im heutigen Quäkertum, bei dem sich alles um die persönlichen Erlebnisse und das private Gewissen dreht, haben wir es fast aufgegeben, eine gemeinsame Meinung zu bilden. Wir mögen gemeinsam handeln, aber wir werden dieses Handeln verschiedenartig beschreiben. Insofern, als wir Quäker und Quäkerinnen, die zur schweigsamen Tradition gehören, eine gemeinsame Form der Andacht haben – wir könnten sie sogar unsere Liturgie nennen –, ließe sich in Ermangelung von festgelegten theologischen Erklärungen sagen, unsere Liturgie sei unser Glaubensbekenntnis. Und unsere Liturgie ist so vieldeutig wie jedes der Glaubensbekenntnisse des Christentums.

Das führt mich zu dem Paradoxon: Wie kann ich / darf ich, ein begrenzter Mensch, mit begrenzten Erlebnissen das unbegreifliche Mysterium anzusprechen versuchen? Und wie kann ich mich, dessen Worte und Begriffe durch diese Erlebnisse bestimmt sind, mit anderen, deren Erlebnisse und Bedürfnisse ganz anders als meine sein können, in Verbindung setzen? Beginnen wir doch mit den Modellen, die uns überliefert sind, in einer Kultur, in der wir alle leben.

Modelle, Metaphern, Mythen

Ein Modell ist ein Bild, das es uns erlaubt, uns etwas Vages und Unbestimmtes deutlicher, konkreter vorzustellen. Und was kann vager und unbestimmter sein als die menschlichen Beziehungen und unsere Bindungen an das Göttliche? Aber Achtung! Ein Modell einer chemischen Verbindung kann es uns ermöglichen, chemische Vorgänge im Unterricht klarzumachen, aber das Modell ist nicht die Verbindung selbst. Ein Modell ist nur die Darstellung einer dahinterliegenden Wirklichkeit. Eine Metapher hingegen wirkt willkürlicher als ein Modell. Sie entstammt oft der Phantasie. Sie kann auch emotionaler klingen. Vater-Kind mag das Modell für eine Beziehung zu Gott sein, aber ein Spaziergang mit Deinem Vater durch einen dunklen Wald und ein Picknick in der Lichtung kann eine ausführliche Metapher für ein individuelleres Erlebnis sein.

Wir können uns auch auf Mythen beziehen, die uns helfen könnten, Bindungen zu schildern. John Yungblut, der amerikanische Freund, der viel über Spiritualität geschrieben hat und sich für die Gedanken Carl Jungs interessiert, sagt uns, daß der Mythos die einzige Sprache sei, welche die Religion gebrauchen könne, um von der tiefsten Wahrheit zu sprechen, die durch sie erfahren wird. Ein Mythos kann als ausführliche Metapher angesehen werden, die den menschlichen Erfahrungen als Vorbild dient: Er hat die praktische Möglichkeit, sowohl soziale Traditionen zu überliefern, als auch Mitgliedern dieser Traditionen einen individuellen Sinn des Lebens zu vermitteln. Es wird sogar behauptet, die naturwissenschaftliche Weltanschauung sei der herrschende Mythos des ausgehenden zwanzig-

sten Jahrhunderts. Sie gibt uns ein Bild der Welt und sagt uns, wohin wir gehören. Daß viele Leute mit dieser Weltanschauung immer unzufriedener werden, beweist nur, daß Mythen, die aufhören, der menschlichen Erfahrung einen Sinn zu geben, ersetzt werden müssen. Modelle, Metaphern und Mythen können uns helfen, wenn wir unsere Beziehung zu uns selbst, zu unseren Nachbarn, zur Umwelt und der schöpferischen Macht, die hinter allen Dingen liegt, erforschen wollen, eine Beziehung und eine Verbindung, die ich als Spiritualität definieren möchte. (An späterer Stelle werde ich mehr über die Mythen sagen).

Da ich über Spiritualität schreibe, möchte ich auch die Theologie erwähnen. Theologie ist ein Prozeß, dem viele Freunde mißtrauen. Wir Quäker sagen oft, in der Theologie gehe es nur um abstrakte Vorstellungen. Sie handele von Glaubensbekenntnissen, die wir exklusiv finden, da sie die Wahrheit in enge Formulierungen eingrenze. Sie sei Folge alter Kämpfe und überholter Weltbilder. Wir hätten recht, wenn dies die ganze Theologie wäre. Aber Theologie ist auch ein Prozeß, und wir erweisen uns einen schlechten Dienst, wenn wir sie völlig ablehnen. Theologie kann auch als Reden über Gott in der Gemeinschaft verstanden werden. Dabei verweist sie auf die Geschichte, die Texte, die Taten dieser Gemeinschaft – auch auf ihre Mythen und Modelle. Aber diese gelten nicht als Regeln für alle Zeiten, die wir verehren müssen, als seien sie in Stein gemeißelt. Wir Quäker treiben Theologie in unserer Andacht. Wir sprechen von unseren Helden und Heldinnen, unseren Büchern usw. Ich denke manchmal, daß wir, wenn wir mehr außerhalb unserer Andacht darüber miteinander sprächen, mehr Zeit hätten, innerhalb der Andacht das Mysterium anzubeten, anzusprechen – und hinzuhören.

Theologie muß auch unsere Praxis berücksichtigen. Während wir über unser Verständnis der Gottheit nachdenken, müssen wir auch darüber reflektieren, wie dieses Verständnis sich unserem alltäglichen Tun anpaßt. Das Verständnis und das Tun bestimmen einander. Diesen Prozeß, worin Theologie und Praxis sich beeinflussen, nennen wir Quäker 'Zeugnis ablegen'.

Die Modelle für das Mysterium

Die Modelle, die ich in dieser Vorlesung benützen werde, stammen fast alle aus der jüdisch-christlichen Tradition. Zuerst möchte ich das Bild von Gott selbst in Betracht ziehen: Welches Geschlecht wir ihm oder ihr zuschreiben dürfen/können/möchten – Gott als Vater, Mutter, Liebhaber, Ehemann –, und dann einige Modelle, mit denen wir Quäker versucht haben, von der immanenten Seite dieses Mysteriums zu sprechen. Schließlich werde ich Modelle der Freundschaft und Gastfreundschaft untersuchen.

Das erste Modell ist Gott selbst. Als ich mich anschickte, diese Vorlesung zu schreiben, fiel mir ein, daß Gott selbst (nur) eine Metapher sei. Gewöhnlich wird

gesagt, der Judentum zum Beispiel habe keine Theologie. Dies ist insofern wahr, als es keinen formulierten Glauben gibt, den man annehmen muß, um Jude zu sein. In der jüdischen Bibel jedoch spricht man viel von und mit Gott. Die Hebräer lebten in einer Welt, in der alles eine Ursache und eine Wirkung hatte. Ursachen und Wirkungen folgten fast unerbittlich aufeinander. Jemand oder etwas mußte die Wirkungen verursacht haben. Die Umwelt war voller 'Macher', deren Taten gesehen werden konnten und deren Wirkungen man voraussehen konnte. Es mußte daher Macher geben, deren Wirkungsprinzip nicht so sichtbar war. Der Macher konnte ein Gott oder eine Göttin sein. Wenn man mit einem menschlichen Macher auf gutem Fuße stand, waren die Wirkungen nicht gegen einen selbst gerichtet; wenn man also mit dem unsichtbaren Macher auf gutem Fuße stände, wäre die Welt weniger feindlich gesinnt. Was man sehen konnte, hatte einen Namen; was man nicht sehen konnte, hatte auch Namen, besondere, geheimnisvolle Namen, die man selten auszusprechen wagte. Hier entsteht der Begriff des Heiligen. Das Heilige ist etwas Besonderes, das der Gott für sich gewählt hat und das man selten anrühren darf. Es hat seinen eigenen Platz. Es ist anders als das Weltliche und diesem überlegen. Wenn man es mißbraucht, dann sind die Folgen tödlich, weil man einen Gott beleidigt hat.

Gott ist eine Metapher, die aus einer von starken Führern beherrschten Gesellschaft entsteht (eine Metapher, deren Namen fast unaussprechbar und voller Zauberei ist). Die Metapher geht vom Sichtbaren zum Unsichtbaren hin. Es gab noch andere Götter, die auf der Erde herrschten. Der hebräische Gott war der Gott des Ortes und des Volkes; aber er war für das Volk, zu dem er in einem besonderen Verhältnis stand, besser und stärker als andere Götter. Ich schreibe 'er', da die mächtigsten hebräischen Denker und Führer über viele Jahre gegen die rivalisierenden Göttinnen kämpften und damit gegen Metaphern und Sprechweisen, die weibliche Kraft und Macht widerspiegelten.

Der starke örtliche Kriegsherr wird zu Gott. Dieser wiederum siedelt sich mit seinem Volk in dem Land der Verheißung an und beschäftigt sich mit den Regeln, die so ein verändertes Volk braucht. Und bald verwandelt sich dieser Gott in den Gott des menschlichen Schicksals, der nicht nur die Israeliten, sondern alle Völker für seine Zwecke benützt. Er ist jetzt der Schöpfer des Weltalls. Er ist allmächtig, allwissend, allliebend, wenn man ihm gehorcht. (Wir können hier anmerken, daß der Buddhismus, der dieses Modell zurückweist, von Christen oft als atheistisch bezeichnet wurde. Der Buddhismus hat ein anderes Modell, ein anderes Weltbild).

Wenn wir dieses Gottesmodell des Mysteriums erwägen, ein Modell, das dem Judentum und dem Islam zugrundeliegt, können wir uns noch einmal die Frage stellen: Wie beeinflußt dieses Modell die menschlichen Beziehungen und unsere Verbindungen mit dem Planeten? Wir müssen uns daran erinnern, daß über diese Themen dicke Bücher geschrieben worden sind. Hier skizziere ich nur Möglichkeiten zur Erforschung.

Eine der Eigenschaften der monotheistischen Religionen ist es, daß sie grundsätzlich dualistisch sind. Entweder man gehört zu den Gläubigen, oder man wird abgelehnt: gerettet oder verdammt. Der Gott kontrolliert alles, weiß alles, kann alle bestrafen. Der Judentum, das Christentum und der Islam, als Religionen des Buches, haben natürlich verschiedene Betonungen, aber alle stellen Muster der Welt dar, denen sich der Einzelne und das Volk anpassen müssen. Verallgemeinern ist gefährlich. Wir Quäker wissen, daß während der Entwicklungen der Religionen die verschiedensten Tendenzen und Auslegungen des Textes und der Tradition entstanden sind, wenn sich die Gemeinschaft, oder öfter deren Führer, mit Theologie beschäftigt hat. Aber es bleibt die Tatsache, daß es ein bestimmtes Modell von einem mächtigen Sinngabe gibt, der aus menschlicher Sicht gewöhnlich männlich geschildert wird. Und dies hat zu einer hierarchischen Einordnung der Wirklichkeit geführt: Gott, Mann, Frau, Tier, organische Materie, unbelebte Natur, in dieser Reihenfolge. Die Einordnung spiegelt sich oft auch in flektierenden Sprachen wider, wo das Maskulinum normativ ist, wo, wie **man** sagt, das Maskulinum das Femininum einschließt. Die sozialen, psychologischen, politischen Ergebnisse dieser Hierarchie sehen wir heute allzu klar. Wenn die Wirklichkeit Gottes der unseren weit überlegen und die Welt der Materie für unsere Beziehung zu diesem allerhöchsten Wesen unwichtig ist, dann ist das, was auf der Welt passiert, unbedeutend. Nach dieser Einordnung ist die Verschmutzung der Seele viel schlimmer als die Verschmutzung des Planeten.

Hilft es denn, wenn wir das Geschlecht Gottes ändern? Dies ist kein einfaches Spiel. Es geht hier um Beschreibung der Wirklichkeit selbst. Zuerst müssen wir im Auge behalten, daß sich die Metaphern, die der Psyche entspringen, oder die Modelle, die eine Ethik oder eine gewisse Gesellschaftsordnung widerspiegeln, durch einen Willensakt nicht so leicht ändern lassen. Wir befassen uns hier mit archetypischen Modellen, die einen Aspekt des Zustandes jedes einzelnen Gläubigen ansprechen. Und so ist Gott als Vater ein starkes Modell, weil dieses Modell Bedürfnisse, die in der individuellen Psyche tief verwurzelt sind, befriedigen kann. (Wir bleiben manchmal Kinder, wollen jemanden, der stark ist, um uns zu helfen usw.). Dies gilt gewissermaßen auch für das Modell: Gott als König oder starker Führer.

Wenn Gott 'sie' wäre, dann beziehen wir uns auf ein unterschiedliches Verständnis der Wirklichkeit. Jetzt gehen wir von der Voraussetzung aus, daß es bestimmte weibliche Werte gibt, denen gemäß die Schöpfung geordnet ist. Wir stellen uns hiermit der Indoktrination von Tausenden von Jahren entgegen. Und warum nicht? Aber es fragt sich noch, wie hilfreich diese Änderung sein wird und wie sie unser Verhältnis in und mit der Welt betreffen wird. Wenn 'sie' inklusiver als 'er' sein sollte, 'sie' ein besseres Bild des menschlichen Potentials darstellen sollte, dann könnte dieses Modell uns allen, Männern sowohl wie Frauen, und auch vielleicht Tieren helfen. Wird dies uns Quäkern und Quäkerinnen mit dem Outreach helfen? Wir werden vielleicht Leute anziehen, die Probleme mit dem Modell Gott als Vater haben. Aber es gibt auch viele, die Probleme mit der Mutter haben. Wir beschrei-

ben Gott nach unserem (idealisierten) Ebenbild (aber einem Bild, das die ganze Menschheit – den weiblichen Teil eingeschlossen – besser widerspiegelt). Wir spielen weiterhin mit Raketen, wenn wir auch diesmal auf die Frau im Mond zielen, anstatt auf den Mann.

Wenn Gott 'er' oder 'sie' ist (oder er und sie), bleibt Gott Person oder persönlich. Er gibt soziale Bindungen (Gott als König, Herr, Führer – Königin, Führerin) oder vertraute/intime Bindungen (Gott als Vater, Ehemann, Liebhaber – Mutter, Liebhaberin). Ich habe nie von Gott als Ehefrau gehört – vielleicht in Gesellschaften, in denen die Vielmannerei herrscht?

Das Problem mit den sozialen und politischen Modellen von Gott (und hier, wie im alltäglichen Gebrauch des Wortes 'Gott', schreibe ich von Gott als Metapher und auch als Name, den wir einer gewissen Macht geben) liegt darin, daß diese Modelle Gesellschaften widerspiegeln, mit denen wir nicht zufrieden sind. Als die Hebräer zuerst zu Samuel kamen, um einen König zu finden, warnte sie Gott vor Königen als Unterdrückern und Ausbeutern der Armen: „Eure Knechte und Mägde, Eure besten jungen Leute und Eure Esel wird er holen und für sich arbeiten lassen ... Ihr selber werdet seine Sklaven sein.“

In dieser Geschichte sagt Gott zu Samuel, daß das Volk Gott selbst verwirft, indem es einen König fordert. Es kann nur einen König geben. Wenn die Propheten später von der Herrschaft der Könige sprechen, prophezeihen sie gegen menschliche Institutionen im Namen einer idealen Herrschaft. So ist das Königtum zweideutig. Später in der jüdischen und christlichen Geschichte sind diese zwei Arten von Königtum verwechselt: Man muß dem König gehorchen, weil der König der Vertreter Gottes ist.

Der König steht an der Spitze der Hierarchie. Er braucht Vermittler. Vielleicht geschieht es aus diesem Grunde, daß wir Quäker und Quäkerinnen uns selten auf Gott als König beziehen. Jesus hat uns einen anderen Aspekt des Königtums angeboten. Er wurde zum armen, verhöhnten König und stellte so das Modell auf den Kopf. Sein Reich ist nicht das Reich dieser Welt – wenn Gott König ist, müssen wir darunter eine ganz andere Art von Reich, ein neues Bild von Gemeinschaft, verstehen.

Ich habe 'vertraute oder intime' Bindungen erwähnt. Schon die Vertrautheit kann eine Gefahr sein. Die Gefahr der Vergötterung besteht darin, daß wir unsere Bedürfnisse nach außen projizieren und sie dabei verdinglichen. (Freud schrieb vieles darüber). Manchmal denke ich, daß es genauer wäre, wenn wir sagten, Gott sei **wie** ein Vater, **insofern** ... , oder **wie** eine Mutter, **insofern** ..., weil wir damit nur von gewissen Aspekten der Verwandtschaft sprechen. Jesus im Gleichnis vom verlorenen Sohn sieht Gott nicht einfach als Vater im allgemeinen Sinn, sondern als denjenigen Vater, der dem verlorenen Sohn entgegenläuft, um ihm um den Hals zu

fallen und ihn zu küssen. Anders ausgedrückt: Die Gleichnisse, bei denen der Vergleich deutlich wird: Gott ist wie ..., das Himmelreich ist wie ..., vermeiden die Gefahr der Modelle, weil wir immer wissen, daß sie nur Sprechweisen sind und wahr nur bis zu einem gewissen Grad. Wenn Gott einfach als Vater beschrieben wird, dann wird auch allzuoft unsere Abhängigkeit, unser kindisches Wesen, unsere Unreife hervorgehoben. Dies hat andere theologische Folgen. In ihren 'Models of God' (Modelle von Gott) behauptet Sallie McFague: „Wenn Gott als Vater gesehen wird, dann werden die Menschen zu Kindern, die Sünde als rebellisches Verhalten betrachtet und die Erlösung als Wiedereinsetzung in den Status von begünstigten Kindern.“ (Dies könnte uns dann zu der Frage führen: Welch ein Vater würde selbst seine rebellischen Kinder den Flammen der Hölle überlassen?)

Wir sind zwar manchmal abhängige und unreife Kinder, aber es liegt in unserem Wesen, daß wir erwachsen werden können, mit anderen zwar verbunden, aber eine gewisse Autonomie besitzend. Dies verändert sich nicht notwendigerweise, wenn Gott eine Mutter ist, obgleich dies neue Aspekte unserer Verbindung offenbaren kann. Eine der großen englischen Mystikerinnen verändert unser Verständnis der Dreifaltigkeit, indem sie die Mutterschaft Jesu betont. In ihren 'Revelations of Divine Love' (Offenbarungen der göttlichen Liebe) schrieb Julian of Norwich: „Unser großer Vater, der allmächtige Gott, der das Wesen selbst ist, kannte und liebte uns seit jeher ... Durch seine Erkenntnis und Willenskraft verursachte er, daß die zweite Person der Dreifaltigkeit unsere Mutter, unser Bruder und unser Erlöser werden sollte. Daraus ergibt sich, daß Gott wahrhaftig unsere Mutter ist, genau wie er unser Vater ist. Der Vater entscheidet, die Mutter arbeitet, unser guter Herr, der Heilige Geist, spendet Kraft.“

Für Julian sind die Eigenschaften der Mutterschaft: Arbeit, Gnade und Liebe. Auch Jesus ist als Mutter zu sehen, da er uns durch All-Liebe zur Freude und zum ewigen Leben führt. Wenn dieses Modell des Ernährers und der Ernährerin als eines der Gottesbilder angenommen würde, dann werden wir uns vielleicht als Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen oder Ernährer und Ernährerinnen der Umwelt betrachten. Ich muß jedoch erwähnen, daß viele Frauen ernste Einwände dagegen erheben würden, daß die Mutterschaft das vorherrschende Bild des Weiblichen in theologischen Zusammenhängen sein soll. Wir könnten hinzufügen, daß ein Vater, der nur entscheidet, und eine Mutter, die nur arbeitet, keine guten Vorbilder für eine Verbindung zwischen Gleichwertigen sind.

Wenn ein Modell das Mysterium selbst ersetzt, dann wird es zum Götzenbild. In diesem Teil ihrer Offenbarungen schreibt Julian tiefgründig von Gott als Wesen. Die Worte, die sie auswählt, drücken die Funktion dieses Wesens im Leben der Gläubigen aus. Es besteht immer eine Gefahr, wenn das ausgewählte Wort und die Erfahrung des Gläubigen aufeinanderprallen. Wenn wir das Bild ablehnen, lehnen wir nicht nur das Bild ab, sondern auch die dahinterliegende Wirklichkeit. Wenn Gott als Vater oder als Mutter Dich nicht anspricht, dann mußt Du anderswo ein neues, lebendiges Modell suchen.

Gott als Liebhaber kann ein aufschlußreiches Modell sein, da es die Nachteile der elterlichen Abhängigkeit überwindet. Es ist ein Lieblingsbild von Mystikern und Mystikerinnen, da es das Sinnliche in das spirituelle Leben zurückbringt. Aber noch einmal Achtung: Liebhaber ist männlich. Und viele Kirchenväter haben ausdrücklich betont, daß Gott als Liebhaber eine gefährliche Metapher ist. Tatsächlich haben sie dies so heftig betont, daß das physische Gegenstück der Metapher im Vergleich entwertet worden ist. Diesen Prozeß können wir in der Darstellung (und De-Erotisierung) des Hoheliedes, wie es in der patristischen Literatur geschildert worden ist, deutlich sehen. In einer Gesprächsgruppe, von der örtlichen Anglikanischen Kirche organisiert, hat sich eine Frau darüber beklagt, sie könne das Hohelied nicht lesen; es sei nicht religiös; es sei zu physisch, um heilig zu sein.

Andererseits besteht das Problem der Projektion, wobei die sexuellen und physischen Bedürfnisse auf Gott und Jesus projiziert werden. Bei einigen Mystikern/Mystikerinnen hat diese Projektion an das Masochistische gegrenzt. Es hängt davon ab, von was von einem Liebhaber wir reden und ob diese Liebe einschließt oder ausschließt, ob sie normativ heterosexuell sein muß und ob sie das ganze Geschöpf umfaßt. Gewiß liegt die Anziehungskraft dieses Modells in der leidenschaftlichen Zuneigung zu dem Heiligen in allen Dingen.

Mit dem Begriff Gott als Liebhaber ist der von Gott als Ehemann verknüpft. Dies mag im puritanischen Flügel der Kirche mehr Anklang finden! Aber dieses Modell (zumindest in der jüdisch-christlichen Tradition) entstand zu einer Zeit, in der die Frau Besitz des Mannes war. Die Propheten, besonders Hosea, beschreiben Israel als ein Volk, das seinen Gott verlassen hat und zur Dirne geworden ist. Gott ist hier ein eifersüchtiger und launenhafter Ehemann und bedroht seine Frau mit einer Strafe, die heutzutage jemanden unter Anklage wegen Gewaltverbrechens gegen seine Frau und noch Schlimmerem vor Gericht bringen würde. Gott will der einzige Herr sein. Paulus von Tarsus, der anscheinend ziemlich aufgeklärt für seine Zeit war und den Frauen mehr Gewicht gab, als wir oft denken, stellt nichtsdestoweniger den Mann über die Frau, genauso wie Christus über der Gemeinschaft der Kirche steht. Kürzlich hörte ich einen römisch-katholischen Priester behaupten, daß die Scheidung verboten sei, weil die Ehe das Spiegelbild der Beziehung Christi zur Kirche sei. Keines von beiden könne je aufgelöst werden, ungeachtet der Leiden, die sich daraus ergeben würden. In diesem Fall ist das Modell eher unterdrückend als befreiend.

Es gibt natürlich viele religiöse Traditionen, die eine zu persönliche Darstellung von Gott vermeiden. Der Buddhismus zum Beispiel spricht nicht von einem Gott, obwohl es von Bedeutung ist, daß Buddha als ein Vorbild gesehen wird, dem man huldigt. Der Buddhismus wird oft als eine nicht-weltliche Weise betrachtet, die Wirklichkeit anzusehen (Ist er eine Religion, eine Philosophie, ein Glaube, ein Weg?), jedoch betont er die menschlichen Beziehungen, mit dem Akzent auf dem Mitleid und der Ehrfurcht vor dem Leben. Hier wiederhole ich, daß Gott für mich sowohl immanent als auch transzendent, sowohl persönlich als auch unpersönlich ist. Es

gibt ein namenloses Wesen, jenseits der menschlichen Sprache, jenseits auch des menschlichen Verstandes. Es gibt aber auch den vertrauten Aspekt dieses Wesens, dem wir einen Namen geben, zu dem wir eine Beziehung haben können. Von Ersterem können wir eigentlich nichts sagen (außer vielleicht, wenn man der Tradition des Taoismus folgt und ihn Pfad benennt). Und hier können wir nur schweigen. Wir versuchen aber sehr wohl, von diesem vertrauten Wesen zu sprechen, auch wenn unsere Sprache mehr der Dichtung denn der Prosa gleicht.

Modelle der frühen und heutigen Freunde und Freundinnen

In seinem Buch 'Portrait in Grey' (Eine Geschichte der Freunde) schreibt John Punshon von den frühen Tagen der Quäkerbewegung:

„Das Quäkertum entstand als Erneuerungsbewegung in der Kirche, aber als eine aufgewühlte und anspruchsvolle Art der Erneuerung. So intensiv war die spirituelle Erfahrung, daß das ererbte symbolische System im Vergleich dazu leblos erschien.“

Es kommt eine Zeit, in der alle Bilder, alle Modelle scheitern, in der Geschichten ihre Bedeutung und die Mythen ihre belebende Kraft verlieren.

Carl Jung schreibt:

„Der Zweck der Religion ist es, das Ego mit dem Zentrum und der Quelle, mit dem Selbst, dem Ort, wo Gottes Bild wohnt und immer wieder geboren wird, wieder-zuvereinigen und wieder in Verbindung zu bringen.“

Eine der Beschränkungen, die ich bei Jung finde, ist, daß sein 'Ort, wo Gott wohnt' ausschließlich individualistisch gesehen ist. Ich möchte hinzufügen: Der Zweck der Religion ist es, das Ego mit dem Zentrum des Ortes, den wir Gemeinschaft nennen, wieder-zuvereinigen. Darauf bezog sich John Punshon. Es gibt viele Leute, die suchen, weil die Modelle, die ihnen angeboten wurden, nicht dem Zentrum entspringen und nicht zu einer befreienden Gemeinschaft führen.

Meiner Meinung nach geht es im Outreach gerade darum, daß wir diese Verbindungen zu schaffen versuchen.

Wenn die früheren Freunde und Freundinnen die Auswirkungen Gottes auf ihr Leben beschreiben wollten, griffen sie auf die Bibel zurück und fanden dort Worte, die von einer universellen Beziehung zwischen Gott und den Menschen sprachen. Sie glaubten, Christus sei gekommen, um sein Volk unmittelbar, ohne Vermittlung der Institutionen, der Priester oder der Heiligen Schrift zu lehren, obgleich die Schrift wichtig wäre, um eine zu individualistische Offenbarung unter Kontrolle zu halten. Wir müssen im Auge behalten, daß die Freunde und Freundinnen zu einer Zeit lebten, in der die Bibel immer mehr zum Buch des Volkes wurde; sie war nicht länger der Besitz einer begrenzten geistlichen Elite. In vieler Hinsicht war jene Gesellschaft der in der Bibel

beschriebenen Gesellschaft näher als der unseren. Das England des siebzehnten Jahrhunderts war noch eine Agrargesellschaft, in der die biblischen Bilder eine größere Direktheit für die damaligen Quäker und Quäkerinnen hatten, von denen viele Bauern, Landwirte und sogar Hirten waren.

Diese Freundinnen und Freunde gehörten zu einer Gesellschaft, von der biblische Hinweise sofort verstanden wurden. Viele der englischen Nonkonformisten der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts verwandten häufig die Geschichten des Alten Testaments, um zeitgenössische politische Ereignisse zu schildern. Zum Beispiel wurde die Geschichte der bösen Königin Jesabel, die Götzen verehrte, als Vorhersage der Ehe von Karl I. mit Henrietta Maria betrachtet. Sie waren beide fremde Königinnen, die zu einer fremden Götzenreligion gehörten. Die Hinweise waren ausdrücklich biblisch zu verstehen. Die biblischen Bilder bezogen sich auch auf den Bereich der Politik, um Verbindungen zwischen dem Politischen und dem Spirituellen herzustellen und um daraus für das alltägliche Leben Konsequenzen zu ziehen. Dies können wir an einem Auszug aus Fox' Tagebuch sehen:

„Alle, die behaupten, um Christus zu kämpfen, betrügen sich: denn sein Königtum ist nicht von dieser Welt, weshalb seine Diener nicht kämpfen. Die Kämpfer sind nicht vom Reich Christi; denn sein Reich steht im Frieden und in der Rechtschaffenheit. Deshalb lebt alle ein friedliches Leben, tut Gutes allen Menschen, und sucht das Gute und das Wohl aller.“ Dieser Auszug bezieht sich auf zeitgenössische politische Ereignisse, aber auch gleichzeitig auf eine universelle Lehre für Christen. Sie sollen als Gläubige, Bürger, Einzelne, Händler usw. überhaupt nicht kämpfen, auch wenn die Sache gerechtfertigt schien. Hier ist ein Königtum zu sehen, aber ein Königtum ohne Waffen, in dem der König auf alle Macht verzichtet hat.

Die Freunde und Freundinnen aber gebrauchten andere biblische Wörter wie Licht und Samen, die auch diejenigen verstehen konnten, die die Bibel nie gelesen hatten. Als die Freunde nach Amerika gingen, merkten sie, daß sie von den Voraussetzungen der Leute, die sie dort antrafen, ausgehen mußten. Diese Leute stammten nicht aus der christlichen Tradition – und viele der Christen, denen sie dort begegneten, verfolgten die Quäker mehr als sie die Nichtchristen verfolgten. Die Freunde und Freundinnen erkannten, daß man sich in die Lage des anderen versetzen muß, um sich mit ihm verständigen zu können. Das war keine leichte Lektion für sie. Vorher waren sie nach den Niederlanden gefahren, um in den Straßen auf Englisch zu predigen, in dem Glauben, daß die Botschaft, wenn sie von Gott wäre, ungeachtet der Sprache sofort verstanden würde. Andere hatten sich an symbolischen Handlungen beteiligt – sie gingen mit zerrissenen Kleidern durch die Straßen, Asche auf dem Haupt, um Zeichen zu geben. Doch sie erkannten schließlich, daß von anderen nur für Wahnsinn und Schande gehalten werden konnte, was für sie selbst ein Zeichen war. Das Mißverständnis war total.

Als die Freunde und Freundinnen in Amerika ankamen, entdeckten sie, daß die Ureinwohner vom Großen Geist (Great Spirit) sprachen. Damit konnten sie sich

identifizieren. Diese Begegnungen mit den Indianern (jetzt als einheimische Amerikaner bekannt), Mitgliedern einer anderen religiösen Tradition, bestärkten die Quäker in ihrem Glauben an 'das von Gott in allen Menschen', ob sie nun von dem historischen Jesus von Nazareth gehört hatten oder nicht. Und wir wissen, daß die Beziehungen der Quäker zu diesen Einheimischen sehr eng waren. Heutzutage, wenn wir während unserer Andachten Botschaften hören, beziehen wir sie lieber auf den 'Geist', das 'Licht', den 'Samen' als auf Christus oder Gott selbst.

Dieses Jahr habe ich einen Kurs für Freunde der Freunde ausgearbeitet. Der erste Teil davon heißt 'Die Grundlage'. Eines Abends zeigte ich einigen Mitgliedern meiner Andachtsgruppe in Lewes einen Entwurf dieses Teils. An einer Stelle hatte ich den Ausdruck 'unsere Beziehung zum Göttlichen' (our relationship with the Divine) gebraucht. Jemand wollte wissen, warum ich nicht das Wort 'Gott' verwendet hatte. Jemand anderes war dankbar dafür, daß ich es nicht getan hatte. Dieser Freundin gefiel die Offenheit des Wortes 'Das Göttliche'. So sind die Freunde und Freundinnen heute. Die Worte entstammen unseren religiösen, sozialen, psychologischen Vorgeschichten, und diese sind sehr verschiedenartig. Und so neigen wir dazu, vieldeutige Bilder (und Bilder sind offener als Modelle) zu gebrauchen, die die Leute nicht trennen.

Vor einigen Jahren besuchte ich eine Ausstellung mit Gemälden von Chagall. Dort las ich einige Worte, die ich für sehr tiefgründig halte:

„Ich bin nicht präzise genug, was die Leute präzise nennen. Aber die Worte sind nicht präzise. Göttliche Flüssigkeit, das ist eigentlich präzise.“

Ich habe diese Worte instinktiv verstanden. Aber sie gehen davon aus, daß sich die Welt durch Symbole verständigt und daß die Wahrheit symbolisch und nicht buchstäblich ist. In dieser Hinsicht ist die Malerei ein herrliches Mittel. Bilder, Farben (und auch die Musik) können durch die Gefühle, die sie erwecken, die kältere Logik des intellektuellen Verständnisses überwinden. Wir sind jedoch nicht alle Sprachkünstler, und viele von uns mißtrauen einer Form der Kommunikation, die zu vieldeutig ist.

Im Gespräch über das Wort 'das Göttliche' sagten mir ein paar Leute, sie zögen das Wort 'Geist' (Spirit) vor. Tatsächlich ist diese vieldeutige dritte Person der Dreifaltigkeit, die so lästig für die Strukturen der Kirche gewesen ist, dieser vermittelnde Gott, dieser heilige Wind, der uns ins Leben ruft und dessen Auswirkungen wir alle erleben können, ein Modell, auf das sich die meisten Quäker und Quäkerinnen beziehen, aber das die wenigsten zu definieren versuchen würden. Das Adjektiv 'heilig' wird gewöhnlich ausgelassen, als ob der Geist, der bläst, wo er will, sich von seiner Anlegestelle und von jeglichen religiösen Traditionen, die eine zu enge Deutung des Geheimnisses des Lebens verlangen, losgemacht hätte. Wir wollen als Quäker und Quäkerinnen mit der göttlichen Mehrdeutigkeit leben. Ich habe jedoch das Gefühl, daß es einige Quäker gibt, die sich mit der Anlegestelle sicherer fühlen und von Zeit zu Zeit mit Heimweh einen Blick darauf zurückwerfen.

Ein Gott, der erschafft, der erlöst, der erhält (Creator, Redeemer, Sustainer), so heißt eine andere Formulierung der Dreifaltigkeit. Und der Geist steht mit der alttestamentlichen Sophia (Weisheit) in einer engen Verbindung. Der Geist wird zum weiblichen Aspekt der Gottheit. Als Männer und Frauen spiegeln wir uns in den Worten, mit denen wir vom Mysterium sprechen, wider.

Die innere Geschichte zurückgewinnen

Die Kirche hat durch ihre exklusive Sprache und ihre Modelle der Spiritualität, die für die Erlebnisse vieler Leute zu eng geworden sind, oft ihre Mitglieder gezwungen, ihre eigenen Geschichten zu verleugnen oder geringzuschätzen, weil sich diese den vorherrschenden kirchlichen Weltbildern nicht anpassen. Wenn die Kirche aber gleich mit ihren Mitgliedern ist (Ekklesia – Versammlung derer, die Gott gerufen hat), dann verleugnet sie sich selbst, wenn sie deren Geschichten verleugnet. Es fragt sich nun: Inwiefern werden die Mitglieder von der Institution, dem Text, der Sprache, der Tradition, den Strukturen befreit? Lädt sie das Mitglied ein, sich einer befreiten Gemeinschaft anzuschließen? Oder versucht sie, es gefangen zu halten und von ihm strikte Anpassung zu fordern? Das führt zur nächsten Frage: Wie kann jemandem, der aus den Beschränkungen der Tradition geflüchtet ist, versichert werden, daß die neue Tradition, die er oder sie jetzt erkundet, kein neues Gefängnis sein wird? Wenn wir diese Fragen nicht behandeln, wird unser Outreach nicht erfolgreich sein.

Wir wohnen in einer Welt, in der wenige Voraussetzungen geteilt werden, einer Welt entfremdeter Leute, denen man selten zuhört. Vor kurzen hörte ich eine Freundin sagen, erst als sie an einem Quäkerausschuß teilnahm, nähme man sie ernst. Vorher wären ihre Meinungen nicht für wichtig gehalten worden. Nach Tausenden von Jahren, in denen die Kirche gepredigt hat, wäre es vielleicht ihre Aufgabe, das Reich Gottes zu verwirklichen, indem sie anfangen, den Bewohnern dieses Reiches zuzuhören.

In einem Artikel im Quäker Monthly schrieb Anne Wade: „Gott ist eine Geschichte, ein Theaterstück; wir sind alle Worte, jeder von uns stellt nur einen begrenzten Teil der Bedeutung dar, aber wenn wir zusammenarbeiten, sind die schöpferischen Möglichkeiten grenzenlos.“

Das Problem liegt darin, daß wir manchmal denken, Gott sei nur das Wort derjenigen, die sich am besten ausdrücken können. Es gibt so viele Geschichten, die man fast nie hört. Wir leben heute in einer Zeit, in der die feministischen, lesbischen, schwulen, schwarzen Theologien allmählich in den Vordergrund treten. Diejenigen, die so lange stumm bleiben mußten, sind auf die Bühne der Konzerthalle getreten und fordern ihre Plätze im Orchester. Im Augenblick macht dies einigen der älteren Spieler nicht viel aus, solange diese Neuankömmlinge das

Hauptgewicht nicht verändern. Aber wenn Gott die Sinfonie ist und viele neue Instrumente gehört werden sollen (na ja, diese Instrumente sind nicht neu, man hat sie nur sehr selten vorher auf der öffentlichen Bühne gehört), dann muß sich und wird sich das Gleichgewicht verändern. Und daher wird sich vielleicht ein breiteres Spektrum von Konzertbesuchern entwickeln.

Quäker und Quäkerinnen glauben, es gäbe das von Gott in jedem Menschen. Wir sind alle Verkörperungen Gottes (auch wenn diese Verkörperungen durch das Leben geschädigt sind). Jeder hat sein eigenes Instrument erhalten, auf dem er die Stimme Gottes erklingen lassen kann. Wenn wir unsere einzigartige Geschichte ehrlich erzählen dürften, dann könnten wir zum spirituellen Wachstum der Umwelt beitragen. In einer entfremdeten Welt ist die erste Entfremdung die von uns selbst und von dem von Gott, das uns innewohnt.

An dieser Stelle möchte ich einige Sätze zum Nachdenken auflisten:

1. Alle Menschen haben ihre persönlichen Geschichten.
2. Jede Geschichte ist wichtig.
3. Wir brauchen andere Menschen, die unsere Geschichte hören wollen und sich etwas daraus machen.
4. Dies wird uns helfen, über unsere eigenen Geschichte nachzudenken.
5. Wir werden unsere Geschichte besser verstehen, wenn wir den Geschichten anderer zuhören.
6. Aus den besonderen Einzelheiten unserer eigenen Geschichten können wir beginnen, die menschliche Geschichte als Ganzes zu verstehen.
7. Die Kenntnis vom Selbst und von den anderen ist wechselseitig und hilft uns, im Geist zu wachsen.
8. Die Geschichten sind schöpferisch, wenn sie der Welt offenstehen und weitere Entwicklung erlauben.

Das Erzählen und das Hören von Geschichten ist eine große Verantwortung. Als Quäker und Quäkerinnen neigen wir dazu, das Licht zu betonen. Aber viele Menschen haben Geschichten erlebt, in denen sie nur wenig Licht gefunden haben. Der eigentliche Schmerz, das Eigentliche, die uns hindern, eine Hand auszustrecken, sind manchmal so groß, daß wir nicht davon sprechen können. Niemand kann und darf dazu auffordern, daß alles bloßgelegt werden soll. Wir können hoffentlich den Raum schaffen, in dem die Leute sich wichtig genug fühlen, in dem man ihr Schweigen hören und respektieren kann. Und vielleicht werden sie in diesem Raum ihre eigentliche Stimme wiederfinden. Dies ist ein Heilungsprozess. Im New York Review of Books schrieb Michael Wood: „Es ist ja nicht so, daß die Machtlosen keine Geschichten haben, auch nicht, daß sie keine Gelegenheit haben, ihre Geschichten zu erzählen. Es ist so, daß man kaum glaubt, sie könnten irgendeine Geschichte haben. Wenn einem keine dauernde Erlaubnis zum Erzählen erteilt wird, fühlt man sich hinausgedrängt und zum Schweigen gebracht.“

In unserem Outreach müssen wir diese Dauererlaubnis erteilen. Wir müssen den Leuten helfen, ihre eigene Stimme zu hören, und dann werden auch wir sie hören. Martin Buber sagte, es beständen drei Aspekte der wahren Begegnung: Sie ist gegenseitig, sie ist bedeutungsvoll, sie hat Folgen für den Alltag. Das mag die moderne Entsprechung der Worte Jesu sein: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Und wenn Leute versammelt sind, dann beginnen sie Geschichten zu erzählen. (Aber hier fällt mir die Frage ein: Finden wir es als Quäker und Quäkerinnen leicht, die Leute, die sich schlecht ausdrücken können, zu ermutigen, ihre Geschichten zu erzählen?)

Diese Reise nach innen ist auch eine Reise nach außen – die Innenwelt und die Außenwelt sind eins. Je mehr wir aus den Tiefen unserer Innenwelt leben, desto mehr können wir zum Leben der Gemeinschaft beitragen. Wenn wir über unsere Geschichten nachdenken, können wir besser einsehen, wie weit wir authentisch gelebt haben und in welchem Maß wir uns die Werte von anderen auferlegen ließen, Werte, die wir nur aus Furcht oder aus Schüchternheit, nicht aus Liebe oder aus Gemeinschaftssinn angenommen haben. Dieser Prozeß des Erzählens und Hörens kann uns helfen, uns von der Gemeinschaft der Lüge (mit den Worten von Scott Peck) abzuwenden und uns einer Gemeinschaft, die auf einem reiferen schöpferischen Leben beruht, zuzuwenden. Hier entsteht die gemeinsame Erfahrung jedes Teilnehmers; es wird kein Konformismus durch eine höhere Autorität, auch nicht in der Gestalt eines äußeren Gottes, auferlegt. Ein Spiegelbild dieser echten Gemeinschaft ist die Quäkerandacht, in der jeder Andächtige dem anderen gleich ist; wo ein Gefühl der Verbundenheit aus dem Zusammenleben erwächst, wo die, die sich dazu inspiriert fühlen (und nicht notwendigerweise die 'Klügsten' oder die 'Wichtigsten'), sprechen können – und wo die tiefsten Botschaften den persönlichen Erfahrungen entstammen und sie widerspiegeln.

Vom individuellen Selbst zum Selbst in der Gemeinschaft

In 'The Different Drum' (Die andere Trommel) beschreibt Scott Peck die spirituelle Reise als vierfach: chaotisch (asozial); die formelle oder Bekehrungsphase (institutionalisiert); skeptisch (individuell); und mystisch (gemeinschaftlich). Die erste Phase ist die der Kinder (und auch einiger Erwachsener), die nur für sich leben und deren Wille ihre treibende Kraft ist. Es kann sein, daß in gewissen Augenblicken diese Leute sich ihrer Einsamkeit, ihrer Sinnlosigkeit bewußt werden. Sie fühlen, daß es etwas anders geben muß, was ihnen vorher entgangen ist. Dann geraten sie in Versuchung, nach Gurus und Autoritätsfiguren zu suchen, die ihnen DIE Antwort geben und das Unangenehme der Entscheidungsfindung abnehmen werden. Wenn sie den Guru gefunden haben, dann werden sie bekehrt werden. Und jetzt besitzen sie DIE Antwort, sie sind wiedergeboren. Tatsächlich haben sie

alle dieselbe Antwort. Aber in diesem Fall geht die Antwort der Frage voran. Es gibt hier nur eine universelle Antwort, und die Suchenden brauchen nicht mehr weiter zu suchen. Sie sind gerettet. Es werden ihnen die schweren Entschlüsse, das Denken, die Qual der Einsamkeit erspart.

Stelle Dir die Situation vor: Es ist spät. Du bist gerade von der Versammlung nach Hause gekommen. Der Prediger ist so schnell ausgeflogen, wie er vor kurzem eingeflogen ist. Die Stadt ist verlassen. Die Begeisterung scheint ein bißchen nachzulassen. Aber Du bist glücklich. Du holst ein Buch aus dem Regal hervor. Wo sollst Du anfangen? Du liest die Bibel, aber der Text ist nicht mehr so deutlich. Das macht nichts. Ein anderer Prediger wird Dir helfen, die Bibel richtig zu lesen. Du wirst müde. Du machst das Licht aus. Du sagst der Welt, dem Buch, dem Prediger Dank, Dank für die Sicherheit. Und morgen wirst Du aufwachen und Deine neuen Freunde treffen, die alle genauso denken wie Du. Und so gehst Du weiter, und das Glück wird dasein, weil man es Dir versprochen hat.

Doch eines Tages geschieht etwas. Der Guru ist ein Mensch wie alle Menschen. Du findest heraus, daß er seine Fehler hat. Dir wurde gesagt, alle Deine Gebete werden erhört werden, und nun bleibt Dein tiefstes Gebet unerfüllt. Da fängst Du an, Fragen zu stellen, ungerne, und danach begrüßen Dich Deine neuen Freunde nicht mehr so oft. Du beginnst, heimlich andere Bücher zu lesen und andere Freunde zu besuchen. Deine bekehrten Freunde mißbilligen das und warnen Dich davor. Aber Du hast Angst, weil die bekehrten Freunde die einzigen waren, die Dich bejahten. Eines Tages wird es Dir zuviel. Du bringst Deine Sorgen zum Ausdruck, und nein, trotz Gebet und Lesen der Heiligen Schrift wollen diese Sorgen nicht verschwinden. Du fühlst Dich am Scheideweg, und Du mußt Dich entscheiden. Du faßt den Entschluß. Genug ist genug. Es tut weh, aber Du mußt aus dem Gefängnis ausbrechen. Du mußt endlich frei sein. So verläßt Du die Gruppe. Es ist alles sehr unangenehm. Wieder bist Du allein und einsam.

Wenn Du auf der Straße gehst, siehst Du viele Gruppen, die ihre Waren ausstellen. Aber diesmal sagst Du Dir: Jetzt falle ich nicht auf den Trick herein. Ja, es wäre schön, sich anzuschließen, aber zum zweiten Mal, nein ... Du wirst gegenüber allem, was Du hörst, mißtrauisch. Das Leben hat keinen Sinn für Dich. Es ist alles ein Betrug. Sie wollen, daß Du einen großen Teil Deiner Integrität aufgibst. Aber Deine Integrität ist hart erkämpft worden. Du entscheidest Dich, alle ihre Verlockungen abzulehnen.

Trotzdem ... Etwas bleibt haften, ein Gefühl, daß es etwas anderes geben könnte. Die Modelle, die Dir die Bekehrer angeboten hatten: der Gott da oben in seinem Himmel, der Vater, der König, der Ehemann, der Richter, alle diese betrachtetest Du mit Argwohn, und trotzdem bleibt etwas bestehen. Du kannst es nicht genau ausmachen. Aber es ist da, wo immer Du bist, wo immer es Leiden und Licht und Hoffnung und Durst nach Gerechtigkeit gibt. Dann, an einem Tag, an dem Du es am wenigsten

erwartest, ganz unvorhergesehen, werden die Dinge aus den Tiefen Deiner Erfahrung, selbst aus der Leere deines Wesens, aus Deiner Skepsis, Deinen Zweifeln, Deiner Ablehnung auf einmal in einen neuen Einklang gebracht. Du findest kein Wort für das, was passiert ist. Hier sind wir bei Scott Peck's mystischer Phase.

Scott schreibt nicht, daß wir alle diese Phasen durchleben. Wir können das ganze Leben lang an einer Stelle treten. Wir können sogar zurückgehen. Aber wenn wir spirituell wachsen wollen, müssen wir größeren Wahrheiten gegenüber offen sein. Wir werden auf uns selbst angewiesen sein. Wir werden die Götzenbilder umwerfen müssen, die Modelle von Gott, die unseren Zustand nicht ansprechen. Dies kann zur Selbsterkenntnis führen, wo wir unsere Geschichten und unsere Gaben zu schätzen lernen. Diese sind unsere Beiträge zur menschlichen Solidarität. In dieser mystischen Phase bekommen wir eine Ahnung von der Verflochtenheit alles Lebendigen. Deshalb beschreibt sie Scott als gemeinschaftlich. Wir brauchen nicht länger vor dem Selbst wegzulaufen. Anstatt von uns fortzulaufen, können wir jetzt auf den anderen zulaufen. Was könnte ein besseres Modell der wahren Gemeinschaft sein als die Freundschaft und die Gastfreundschaft? Ein Freund, eine Freundin hört und empfängt.

„Die Gastfreundschaft ist die Fähigkeit, sich um den Gast zu kümmern. Wenn wir das in unserem Zentrum gefunden haben, wo unser Leben verankert ist, können wir bereit werden, die anderen in die für sie geschaffenen Räume hineinzulassen und ihnen damit die Möglichkeit zu geben, ihren Tanz zu tanzen, ihr Lied zu singen und ihre Sprache ohne Angst zu sprechen. Dann ist unser Dasein nicht mehr bedrohlich und herausfordernd, sondern einladend und befreiend.“ (Henri J. Nouwen: 'The Wounded Healer' – Der verletzte Heiler).

Das Englische gebraucht das Wort 'hospitality'. Die Wurzel davon ist das lateinische 'hospes', das sowohl Gast als auch Gastgeber bedeutet. Der Bund zwischen ihnen ist heilig. Der Gastgeber hat gewisse Verpflichtungen. Im Kloster ist der Gast im Tor Christus, der hereinkommen will. In der hinduistischen Tradition ist der Gast Gott. Eine Auslegung der Zerstörung der Städte Sodom und Gomorra besagt, daß die Bewohner den heiligen Bund der Gastfreundschaft verraten hätten. Die Propheten sagten ständig den Kindern Israels, sie sollten die Fremden am Tor gut behandeln, weil sie selber Sklaven am Rande der Gesellschaft gewesen waren. Das heißt, sie wußten, wie es war, gelitten zu haben. Sie mußten sich an ihre eigene Geschichte erinnern, um mit den anderen solidarisch zu sein.

In unserer umweltbewußten Gesellschaft können wir dieses Modell vom spirituellen Leben als den Weg der Gastfreundschaft weiter entwickeln. Wir sind alle Gäste auf der Erde. Je mehr wir uns hier zu Hause fühlen, desto mehr wird es unsere Pflicht, alle diejenigen herzlich zu empfangen, die sich weniger zu Hause fühlen. Die Erde gehört uns nicht. Wir teilen sie nur. Und wir sollen die Gastfreundschaft über die Menschen hinaus auf alle anderen Gäste ausdehnen. Diese

Gastfreundschaft ist heilig. Im obigen Zitat deutet Nouwen auf einen sehr wichtigen Prozeß hin: Wir müssen zuerst einen Anker in unserem Leben finden. Dies ist die Innenschau. Wir schauen in die Tiefe unserer Existenz hinein. Wir finden den stillen Ort. Dann, wenn wir diese Stelle erreicht haben, können wir die anderen auf eine neue Weise sehen. Wir können sie klarer sehen, auf sie aufmerksamer werden, und so beginnen wir, uns um sie zu kümmern. Wir verlieren also unsere Angst vor den anderen. Wir können ihnen helfen, ihre Angst vor sich selbst und vor uns zu überwinden. Es wurde vielen gesagt, sie seien nicht akzeptabel. Es liegt dann an uns, sie als einzigartige Wesen auf dieser Erde zu akzeptieren, ihnen eine befreiende Kraft zu sein. Die Begegnung ist wechselseitig: Wenn wir die anderen befreien, so helfen sie uns, uns selbst zu befreien.

Im Deutschen gibt es noch andere Konnotationen dieses Begriffes, weil man das Wort 'Gastfreundschaft' gebraucht, wenn der Akzent mehr auf dem Verhältnis Freund-Gast liegt als auf Gastgeber-Gast (hospitality). Das Wort Freundschaft führt zu einer ganzen Zahl neuer Möglichkeiten. Wie wäre es, wenn wir als Teil unseres religiösen Einsatzes Freunde auf und von der Erde wären? Was hindert uns daran? Wie paßt dieses Modell zu den anderen Modellen von Beziehungen, die uns unsere religiöse Tradition überliefert hat? Ich möchte hier mein Leitmotiv wiederholen: Die Weise, wie wir von Gott (oder dem Mysterium) sprechen, beeinflusst die Weise, wie wir einander behandeln – und umgekehrt. Und unser Handeln verkündet der Welt, an welchen Gott wir glauben. WIR TUN GOTT. Das meinte George Fox, als er die frühen Quäker und Quäkerinnen eindringlich bat, ihr Leben predigen (preach) zu lassen.

Ein Film

Ich stelle mir einen surrealistischen Schwarz-Weiß-Film vor. Eines Tages geht eine Menge von Leuten durch einen schönen Garten. Sie sind verloren und ängstlich. Sie sehen verlegen aus und sehen sich ständig um. Einer von ihnen ist lahm und läuft nur langsam. Ein anderer trägt einen großen schwarzen Sack, und wir, die Zuschauer, sehen nicht hinein. Sie treffen auf andere Leute, die ebenfalls verwirrt sind. Manche schnappen nach Luft, andere pfeifen, und einige Kinder springen und spielen mit einem Ball. Langsam und über viele Schlangelpfade erreichen die Leute ein großes Landhaus. Alle machen an der Tür halt, außer einem lebhaften Kind, das hineinstürzt. Einige der alten Leute bleiben am Fenster stehen, zu ängstlich, sich zu bewegen. Noch andere scheinen darüber erstaunt zu sein, was sie durch das Fenster erblicken können. Wir wissen nicht, was drinnen ist. Wir sehen nur die Gesichter.

Nach und nach treten die Leute hinein. Wir folgen ihnen. Der Lahme findet einen Stuhl. Die Eltern sagen den Kindern, sie sollen aufhören mit dem Ball zu spielen,

aus Furcht, sie könnten Fenster und Spiegel zerbrechen. Die Kamera geht von Zimmer zu Zimmer. Wenn sie sich auf die kleinen Einzelheiten des Hauses richtet, sehen wir diese in Farbe. Vor irgendwoher hören wir Musik. Eine der alten Frauen kann die Musik nicht ertragen: Sie hält sich die Ohren mit den Händen zu, aber einige der Kinder fangen an zu klatschen. Die Zeit vergeht. Einige der Leute beginnen, sich zu Hause zu fühlen, während andere durch das Fenster blicken, um zu sehen, ob die Besitzer heimkommen, die sie hinauswerfen werden. Jemand muß aus dem Haus. Er läuft hinaus. Die Tür schlägt hinter ihm zu. Doch die Tür öffnet sich wieder. Alle wenden sich um. Die Tür öffnet sich weit. Wir aber sehen niemanden.

Das Haus ist im wesentlichen freundlich. Alle werden empfangen, wenn sie empfangen werden wollen. In dieses Zauberhaus kann der ursprüngliche Bewohner erst zurückkommen, wenn eine Gemeinschaft gebildet worden ist. Gemeinschaft verwandelt das Haus. Haus ist Gemeinde. In jede Gemeinschaft bringen wir unsere Vergangenheit mit – das Lachen, das Weinen, das Lieben, das Nicht-Ertragen-Können. Die Erlösung findet statt, wenn wir ein Zusammenleben aus allen Einzelheiten unserer Vergangenheiten (und unserer gegenwärtigen Leben) schaffen können. Die Tür bleibt immer offen.

Eine echte Freundschaft schließt keine Türen. Die Freundschaft ist nicht hierarchisch. Sie behandelt uns nicht wie Kinder. Sie sitzt nicht zu Gericht, hat auch keine Angst vor der Wahrheit. Sie wirft uns nicht in die äußerste Dunkelheit, sondern hält den Kreis des Lichtes offen.

Ich bin Mary Hunt, Theologin und persönlicher Freundin, dafür zu Dank verpflichtet, daß sie mich in den Begriff der Freundschaft als die fundamentale menschliche Beziehung einführte. Vielleicht ist das Wort Freundschaft zu schwach. Aber ich finde kein anderes. Wir sind eine Religiöse Gesellschaft der Freunde, und als Jesus seine Jünger als seine Freunde und Freundinnen beschrieb, bin ich mir sicher, daß er damit etwas Starkes, Wertvolles meinte.

Das weltliche Modell der Beziehung ist hierarchisch. Zuerst kommt der Bund zwischen Mann und Frau in der Ehe. Dann kommt die Bindung zwischen Eltern und Kind. Das Kind ist seinen Eltern unterlegen. Das Kind muß gehorchen, weil ein höheres Alter bedeutet: höher, überlegen. Danach folgen die Freundschaft und dann die Bekanntschaft; dann die unbekanntes Mitglieder derselben Gemeinschaft und zuletzt die Mitglieder anderer Gemeinschaften. Die Verpflichtungen vermindern sich, je mehr man sich von der Grundverwandtschaft entfernt. In diesem Schema ist die Umwelt nur die Bühne, auf der wir diese Rollen spielen.

Wie wäre es denn, wenn die Grundverwandtschaft die Freundschaft wäre? Wenn die Eltern Freunde des Kindes wären, wenn sie ihm helfen würden, sich im wunderbaren Garten, der seine junge Welt ist, auszukennen? Sie könnten das Kind

als Gast des Hauses betrachten, ihm Gastfreundschaft anbietend. Und wenn das Kind sich als Freund seiner Eltern betrachtete, der Freund, der noch so viel zu lernen hat? Die Ehen, in denen Mann und Frau auch Freunde sind, dauern am längsten. Und dies geht auch über den Unterschied zwischen hetero- und homosexuellen Verbindungen hinaus, weil man lieber die Qualität der Freundschaft betrachteten sollte statt des Geschlechts, der Hierarchie und der sozialen Annehmbarkeit.

Wie Mary Hunt in 'Fierce Tenderness' (Heftige Zärtlichkeit) behauptete, haben wir die Freundschaft trivialisiert. Freunde und Freundinnen gibt es nur für Kinder oder für die Zeit, in der wir frei sind. In einer Gesellschaft, in der die Kernfamilie so wichtig ist, ist die Freundschaft zweite Wahl. Wir mögen wohl sagen, wir lieben unsere Freunde. Aber für viele gibt es einen Unterschied zwischen der 'echten' Liebe einerseits, die ein Mann zu einer Frau (und umgekehrt) empfindet, und andererseits der weniger wichtigen Liebe, mit der man einem Freund oder einer Freundin verbunden ist, – einer exklusiven (besseren, höheren) Liebe und der inklusiven. So viele Männer haben Angst davor, ihre zärtlichen Freundschaften mit anderen Männern zu erforschen. Oft sagt man, heterosexuelle Männer könnten keine Freundschaften mit Frauen haben, weil immer eine sexuelle Spannung da sei. Was mich betrifft, so empfinde ich manchmal die Grenzen zwischen dem Sexuellen, dem Liebenden, dem Erotischen und dem Freundschaftlichen als ganz verschwommen. Und es gibt Theologen und Theologinnen, die von dem Bedürfnis sprechen, eine erotische Verbindung mit Gott und der Umwelt herzustellen.

Ein erotisches Modell von Gott? Warum nicht? Das Mysterium in und hinter der Welt kann auch als Energie angesehen werden, eine positive, erotische Energie, die alles in Verbindung bringen will. Eine Energie, der wir uns anpassen, deren Fließen wir folgen können. Wenn wir also vom 'Willen Gottes' sprechen, könnten wir meinen, wir versuchen, uns mit dem positiven Fließen dieser Energie zu vereinigen. Der Glauben an die Freundlichkeit dieser Energie (die wir auch benutzen, und deren Kraft wir auch mißbrauchen können – die Religiösen haben oft ihren Eifer für ihren Gott gegen dessen 'Feinde' eingesetzt) kann uns zu einer neuen Vision der Welt bringen.

Die Vision einer freundlichen Welt oder einer Welt, die Freunde braucht; eine Energie, die verlangt gefeiert zu werden, die wir in unserem Lieben verkörpern – wir, die wir eine religiöse Gesellschaft der Freunde sind, deren Pflicht es ist, das Mysterium zu feiern, die Welt und ihre Einwohner zu lieben. Und so müssen wir die Freundschaft selbst feiern. Mary Hunt schrieb: „Ich meine, daß das Feiern der Freundschaften (wenn wir sie wirklich öffentlich feiern) ein Segen für die Menschheit sein wird.“

Ich frage mich, ob wir Quäker in unserer Andacht die Freundschaft wirklich feiern. Feiern wir die Solidarität mit allen Bewohnern im Hause (oikos) der Welt? Sind wir

wirklich ökumenisch? Sind wir eine Familie, die ausschließt, oder eine Gemeinde, die einschließt, die umfaßt, die umarmt? Und wenn wir die Gastfreundschaft nicht anbieten, weil wir mit unseren Anliegen und unserem Streiten darüber, welche Theologie der von George Fox am nächsten sei, zu beschäftigt sind, was haben wir dann anzubieten? Ich plädiere dafür, daß wir die Gastfreundschaft wieder in die Mitte der Existenz einsetzen sollten – als Grundmodell für alle Beziehungen, theologische, psychologische, soziale und politische. Ich plädiere für eine Revolution, dafür, daß wir Feiervermittler sein sollten:

„Dann werdet Ihr fröhlich durch die Welt gehen und auf das Göttliche in jedem antworten; dadurch könnt Ihr ihnen zum Segen werden und ihnen das Zeugnis Gottes geben, Euch zum Segen. Dann werdet Ihr Gott, dem Herrn, ein süßer Geruch sein und ein Segen für viele.“

Für viele jedoch ist die Welt kein freundlicher Ort. Die Geschichten vieler Leute sind voller Schmerzen. Es ist einer der größten Beiträge, den die Bibel für unser Selbstverständnis leistet, daß sie uns die Geschichte eines Volkes darstellt, das nach einer Beziehung zum Nachbarn und zu seinem Gott sucht. Hier sehen wir Feier, Jammer, Frieden, blutigen Krieg, Licht, Schatten, Hungersnot und üppige Ernten. Wir hören auch Versprechungen von Erlösung. Hier ist ein leidenschaftliches Modell für das Leben eines Suchenden, eines Quäkers, der im Geist wirklich zittert.

Es ist unsere Quäkereinsicht, daß der Ozean des Lichtes größer als der der Dunkelheit ist, daß es auf dem Ozean ein Schiff gibt, auf dem wir segeln können und auf dem es Raum für alle gibt. Wenn alles dunkel erscheint, ist es unsere Rolle als Quäker, Solidarität und Gastfreundschaft anzubieten. Wir haben eine lebendige und aufregende Geschichte zu erzählen. Die frühen Quäker sagten, sie leben in biblischen Zeiten, ihre Geschichte sei Teil des göttlichen Abenteuers. Das gilt auch für uns.

Ein dauernder Mythos

Ich finde es bedauerlich, daß ein großer Teil des Protestantismus vom persönlichen Bedürfnis nach Erlösung besessen war. Wegen Adams ungehorsamen Verhaltens müssen alle Menschen die Last der Sünden tragen. Diese Auslegung des biblischen Mythos fordert uns auf, daß wir alles buchstäblich nehmen sollen.

In der alltäglichen Sprache ist Mythos oft mit Lüge gleichbedeutend. Ich aber möchte dieses Wort anders gebrauchen. Für mich bezieht es sich auf die lebendige, sinnmachende, symbolische Geschichte, die wir der Welt anbieten können. Diese Geschichte behauptet nicht, buchstäblich wahr zu sein. Sie kann aber für diejenigen hilfreich sein, die nach einer befreienden Spiritualität suchen.

In 'Masks of God' (Masken von Gott) zählt Joseph Campbell vier Werte des Mythos auf:

Ein Mythos schafft und erhält ein Gefühl der Ehrfurcht vor dem Mysterium des Daseins.

Er bietet eine Erklärung oder ein Bild des Weltalls und seines Ursprungs.

Er gibt dem einzelnen das Gefühl, der Welt zuzugehören.

Er hilft dem einzelnen, sich selbst zu erkennen.

So wie ein Modell hat ein Mythos einen theologischen, sozialen und psychologischen Wert. Ich habe schon vom Bedürfnis der Leute geschrieben, ihre eigene Geschichte zu erzählen und daß sie den Mut dazu haben werden, wenn sie einen gastfreundlichen Zuhörer gefunden haben. Dieses gegenseitige Erzählen von Geschichten führt zum heiligen gemeinsamen Mythos der Gruppe, wo die Geschichten zusammenfließen und wo die sich immer erneuernde heilige Schrift der Gruppe gebildet wird. Unsere Bibel ist nicht etwas, was uns überliefert worden ist. Im Gegenteil, wir sind die Bibel. Unsere Leben schreiben sie.

Wenn ich über Leben und Tod Jesu nachdenke, wird mir klar, wie ungeheuer seine Auswirkung auf seine Anhänger war. Sie sahen in ihm eine verwandelnde Entfaltung der göttlichen Geschichte. Die Urkirche erneuerte diese Geschichte, indem sie die Geschichte Jesu hinzusetzte. Eine Gefahr für sie war, daß einige Christen versuchten, sie zu einer geschlossenen Geschichte zu machen. Alles, was man von da an zu tun brauchte, war, die Geschichte zum Gedenken an ein vergangenes Ereignis (den stellvertretenden Tod eines Erlösers) immer wieder zu erzählen.

Jesus aber hatte seinen Jüngern gesagt, er werde sie verlassen. An seiner Stelle würde er den Heiligen Geist zurücklassen, der sie zu neuer Wahrheit führen würde. Wir sollen daher nicht bei Jesus stehenbleiben. Jesus ist der Christus, der Gesalbte, der Messias (wofür Christus die griechische Übersetzung ist); er ist der, der gesandt ist, den Kranken zu heilen und den Gefangenen freizugeben. Wir sind aber alle gesalbt und gesandt. Wenn ich mich Christ nenne, ist es, weil ich mich als Teil einer unbegrenzten Tradition, eines sich immer erneuernden Mythos ansehe, in dem die Geschichten aller Leute gehört, respektiert und geheilt werden können. Aus diesen Geschichten werden neue Modelle und Metaphern entstehen.

Kann es denn sein, daß wir, Mitglieder der Religiösen Gesellschaft der Freunde, heutzutage herausgefordert werden, uns von unserer traditionellen Selbstbestimmung als Leute, die so vieles ablehnen (Priester, Sakramente, Festtage der Kirche usw.), abzuwenden? Es gibt ja vieles, gegen das wir protestieren müssen. Aber unsere Geschichte hat auch ihre positive Seite: Wir sind auch da, um Gastfreundschaft anzubieten, um Hoffnung in einer hoffnungslosen Welt zum Ausdruck zu bringen.

Abschluß

In dieser Vorlesung habe ich mehrere Bilder von Gott in Betracht gezogen. Ich habe auf die negativen Seiten einiger dieser Bilder hingewiesen und habe dabei ohne Zweifel mehrere meiner eigenen Vorurteile erkennen lassen. Dennoch bleibt viel Positives, wenn wir unsere Beziehung zum Mysterium beschreiben als die zu Vater, Mutter, Liebhaber, Ehemann, auch zum König oder zur Königin. Ich habe auch erwähnt, in welcher Weise die frühen Freunde biblische Metaphern gebrauchten, wobei sie ihr Verständnis der göttlich-menschlichen Beziehung neu belebten. Viele dieser Bilder bleiben lebensbejahend, obwohl wir einige von ihnen anders als in ihrem ursprünglichen biblischen Zusammenhang gebrauchen. Ich weiß, daß es andere Modelle von Gott (Erlöser, Schöpfer, usw.) gibt, die ich nicht wirklich in die Diskussion einbezogen habe. Ich habe manchmal das Gefühl gehabt, die ganze Frage unzulänglich behandelt zu haben, aber ... ich würde vorschlagen, daß jedes Bild, jedes Modell, jede Metapher, die es uns ermöglicht, uns vor dem Mysterium schweigend zu verbeugen, gültig ist.

$a + b + c =$ Atheismus

$x(a + b + c) =$ Quäkertum – wobei x das Mysterium ist und
wobei () unsere Aufgabe ist

Da Gott gastfreundlich ist, müssen auch wir es sein. Vielleicht könnten wir eine neue Theologie entwickeln, wenn wir die Suche nach den richtigen Substantiven aufgaben. Wir könnten Verben oder Adverben benutzen. Die Frage würde dann nicht heißen: Wie siehst Du Gott, sondern: Wie tust Du Gott, oder: Die Art und Weise, wie Du in der Welt handelst – ist sie göttlich?

WAS SAGT DEIN LEBEN?

Das ist aber eine andere Vorlesung.

LEBENS LAUF

- 1947 Geb. am 26. Oktober in Manchester
- 1966 – 1970 Studium am Queen's College, Oxford
Französisch und Italienisch (Sprache und Literatur).
Bakkalaureus
- 1970 – 1971 Referendarausbildung Universität von London
- 1971 – 1980 Sprachlehrer
- 1978 Freund
- 1980 Quaker Peace & Service, Publications Secretary
- 1981 Partnerschaft mit Colin Somerville beginnt
- 1983 Quaker Home Service, Outreach Secretary
- 1988 Minority of One, Swarthmore Lecture
Light that is Shining
- 1990 Outreach Manual
- 1994 You and the Quaker Tradition (Attenders' Pack)
Spiritual Hospitality (Pendle Hill Pamphlet)